

Zwischberger Sagen [Schluss]

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mann, der vorn im Wagen saß und blieben dort ein Weibchen hängen, auch wenn sie vorher sich bestrebt hatte, nur die Andern anzusehen. Der Mann gab fröhlich und freundlich Bescheid, doch bekam sein Blick keinen besondern Glanz, wenn er ihr Antwort gab. So ging es hin und her. Es schien mir dann, als wenn des Mannes Augen häufiger als gerade nötig gewesen wäre, zu dem Gesicht des jungen Mädchens hinflögen und als würde er besonders freundlich und fröhlich, wenn jenes Mädchen ihn anlachte.

Der Wind flog an uns vorüber, der Nebel zerrann in weißen Wolken, und der blaue Himmel strahlte sonnengoldig und weltfroh über und um uns, und die Rößlein liefen, daß es eine Lust war.

Es gab bald keinen Zweifel mehr. Da wurde etwas gespielt, was urenig und ewig jung war, das Spiel um den Mann und das Weib, bloß daß hier eines zu viel war. Es wurde ein leidenschaftliches Spiel, je länger es dauerte. Es war, als ob der Wind in ein Feuer bliese, das ich nicht sah, aber fühlte. Es brannte in den Augen, wie Flammen und brannte in den Worten, auch wenn sie nicht von jenem Feuer redeten, sondern von harmlosen, gleichgültigen Dingen. Ich mußte auch sehr bald, wie es enden würde und wer verlor. Das war die Elisabeth, die ihr letztes Spiel spielte, ihr einziges und letztes mit einer Leidenschaft, die ich ihr nicht zugetraut hätte, spielte und verlieren mußte. Denn wenn ich die zwei Mädchengesichter mit einander verglich, dann war ich nicht im Zweifel, nach welchem das Herz des Mannes verlangen mußte: Wenn du zwei Rosen stehen siehst, und dein Herz gelüftet danach, eine zu brechen, dann brichst du nicht diese, die schon ein bißchen matt und dem Verblättern nahe steht, sondern die andere, die wie rotes Blut leuchtet und noch nicht voll erschlossen ist. So mußte es auch hier geschehen.

Es fiel mir bloß auf, daß keiner der Anwesenden zu bemerken schien, was hier vor sich ging, so scharfsichtig doch sonst Frauenaugen besonders sind! Zum Glück merkte es niemand. Neugierige Augen in solchen Dingen sind vielleicht das Martersüßte, das dem leidenden Teil bezeugen kann. So sah ich es allein, und ich hütete Augen und Zunge und tat, als merkte ich nichts. Da sah ich, wie meine Bekannte einen Blick auffing, den der Mann auf das schöne Mädchen warf und der alles sagte, was zu sagen nötig war. Da war es, als löschte man ein Licht in den Augen der Elisabeth aus. Die Augen verloren den Glanz, der vordem sie erfüllt hatte, die Lebhaftigkeit, die es wunderbar belebt hatte, wich mit einem Schlag aus ihrem Gesicht, der Mund schloß sich hart und herb, und die Augen sahen im finstern Ernst auf das Paar. Auch sie hatte begriffen, was das Leben verlangte und was ihr zu tun übrig blieb.

Kurze Zeit darnach stieg ich aus. Gott sei Dank, daß ich nicht weiter mit ansehen mußte, wie sich das Ende gestaltete. Ich stand abseits vom Weg und schaute dem Wagen nach und fragte mich umsonst, warum das Leben so grausam ist.

Es kam so, wie ich wußte. Der Mann und das junge, schöne Mädchen tanzten im Saal einen Walzer um den andern, und ich kann mir denken, wie das Blondhaar flog und die Kornblumenaugen leuchteten, und wie herzlich sein Lachen klang, wenn sie zusammen scherzten. Und kann mir denken, was für eine Qual es für die Andere gewesen ist, die abseits saß und zusehen mußte, wie eine Andere pflückte, was auch ihr gehört hätte.

Der Zufall wollte, daß ich ganz tief hinein sehen sollte. Ich hatte andern Tags eine Besorgung im Hause der Elisabeth zu machen und hoffte heimlich, es möchte mir erspart werden, das Mädchen jetzt wieder zu sehen, in dessen Leben ich schon zu tief geblickt hatte. Ich klopfte. Man kam nicht. Ich klopfte stärker. Niemand öffnete. Ich drückte auf die Klinke, da ging die Türe auf. Ich hörte Stimmen von einer Seite des Ganges her und klopfte an die Türe des nächsten Zimmers. Mir schien, ich hörte eine Stimme rufen und meinte, es sei die Antwort auf mein Klopfen, öffnete die Türe und stand auf der Schwelle eines kleinen Zimmers, das im hellen Licht des

Tages lag. Niemand war darin, als am Tisch eine Frau, die den Kopf in den Händen auf den Tisch gelegt hielt. Ich zauderte und wollte mich zurückziehen, da hob sie den Kopf, und ich sah, daß es die Elisabeth war. Ich erschraf. Grau und verläßt war das Gesicht, und die Augen darin groß und brennend und schattenumlagert, wie ein großer und tiefer Schmerz es erreicht. Ich wunderte mich über das, was nun geschah. Eine Andere, eine Alltägliche, wäre nun aufgestanden, hätte sich zusammen genommen und getan, als wäre nichts geschehen. Sie aber mußte gesehen haben, daß ich gestern alles erfahren hatte, und vielleicht sah sie mir auch an, daß mir weiß Gott nicht nach herzlosem Herumstöbern in fremdem Leid zu Mute war, denn sie legte einfach den Kopf wieder in die Hände auf den Tisch. Ich aber konnte die Stube nicht verlassen und blieb stehen, obschon ich eigentlich hätte gehen sollen. Eine Zeit lang blieb es totenstill. Dann lief langsam ein Krampf über den Körper des Mädchens, wie eine Welle, die man verfolgen kann, und das lief nun so, Welle auf Welle, über das Mädchen hin und schüttelte es wie Laub. Ich schloß die Türe und trat zu ihm und legte leise meine Hand auf sein Haar. Da ward es von einem neuen Krampf ergriffen, der so heftig war, daß ich mich zu fürchten begann. Ich stand ratlos und stumm, denn ich weiß, daß eine derartige seelische Erschütterung sich austoben und vergluten muß, ohne daß ein Mensch in stande wäre, ihr Einhalt zu gebieten. Nach einer langen, langen Zeit, während welcher immer wieder der nervöse Krampf sich wiederholt hatte und selbst mich im Tiefsten erschütterte, hob das Mädchen plötzlich den Kopf, und ich sah, daß nicht eine einzige Träne aus diesen Augen gestürzt war. Was für eine unendliche Kraft des Verhaltens und Tragens mußte in diesem Mädchen liegen, das eine Heldin des alltäglichen Lebens und Leidens war, wie es nur wenige Andere in großen Verhältnissen gewesen sind, die wir heute verehren!

Aber das Gesicht war schrecklich, so gespensterhaft und wie gepflügt vom Leid, daß ich es als eine Wohlthat empfunden hätte, es in Tränen zerreißen zu sehen. Das Mädchen aber hob bloß mit einer unendlich traurigen Gebärde, die ich nie vergessen werde, den Kopf und sah mich an, und sein Blick sprach zu mir: „Du hast meinen Schmerz gesehen und wirst ihn heilig halten, wenn du ein Mensch bist.“ Nie werde ich diesen Blick vergessen. Ich strich mit der Hand über das dunkle, verwirrte Haar dieses ärmsten aller Mädchen und sprach zu ihm: „Beruhigen Sie sich jetzt. Wir wissen alle etwas vom Leid. Es trägt ein jedes das seinige auf seine Weise, und es geht alles vorüber, glauben Sie mir.“ Da öffnete sich der Mund des Mädchens und sprach mit einer leisen, aber klaren Stimme: „Ja, jung sein und schön sein ist alles. Für die Andern ist alles aus. Aber man muß es tragen, wie man kann.“ Dann erhob sich die Elisabeth schwer von ihrem Stuhl und stand vor mir als eine völlig verblühte Frau; aber es war ein heiliges Verblühtsein, das in meinen Augen einen Schimmer trug, wie ihn das wehendste, goldigste, herrlichste Blondhaar der Welt nicht besitzt.

Wir sind uns nicht näher gekommen. Aber wenn wir uns sahen, grüßte ich sie mit einer scheuen Verehrung, wie ich sonst keinen Menschen grüße.

Nie lächle jemand über das Mädchendorf, wo solches Leid auf so heldenhafte Art getragen wird.

Zwischberger Sagen.

Aufgezeichnet von Hans Zulliger. (Schluß.)

Der Senn und der Boog.*)

Zu Brunn in Zwischbergen wohnte vor Zeiten ein hühnerhafter Senn, der sich vor nichts fürchtete. Man erzählte ihm von dem Boogen im Stodalperhaus: Dieser gehe oft halbe Nächte lang auf den steinernen Treppen und den langen

*) Das Gespenst.

Gängen um, spiele mit den Fledermäusen und heule, daß es den Leuten im Dorf durch Mark und Bein fahre.

„Das Gespenst will ich schon fangen,“ sprach der Senn. Er bewaffnete sich mit einem Strick und einem Hebeisen. Dann setzte er sich auf die siebente Treppe im Stockalperhause, wo der Booz besonders häufig gesehen worden war.

Kurz nach Mitternacht erscholl aus den grauen Mauern des uralten Gebäudes ein fürchterliches Geschrei. Der Senn hatte den Booz in die Enge getrieben.

„Warte, Du Ungeheuer, ich will Dich lehren, solch gottlosen Spektakel zu machen, daß kein Mensch schlafen kann!“ rief der Niese und hob drohend sein Eisen.

„Hör mich an,“ wimmerte der Geist, „es soll Dein Schade nicht sein, wenn Du mich in Ruhe läßt!“

Damit zeigte er auf einen talergroßen Edelstein, den er in der Angst hatte fallen lassen.

Der Senn hob ihn auf.

„Was soll ich damit?“

„Siehst Du die Kapelle zur heiligen Maria?“

Der Niese blickte zum offenen Turmfenster hinaus und nickte.

„Schau durch den Stein!“ sagte der Booz.

Wie der Senn den Edelstein ans Auge hob, da war's, als ob ihn eine Wolke davontrüge. Im nächsten Augenblick stand er an der Stelle, wo er hingesehen hatte.

Als er sich von seinem Schrecken erholt hatte, dachte er nicht daran, ins Stockalperhaus zurückzukehren, und das Gespenst weiter zu verfolgen. Ihn freute das wunderbare Geschenk, und er ging nach Hause.

Frühmorgens kleidete er sich in sein bestes Gewand und sagte seiner Frau, er reise ins Domo auf den Schafmarkt. Er wollte aber nur die seltsame Eigenschaft seines Steines prüfen. Und wirklich, wo er durch das grüne Scheibchen hin sah, dort stand er im nächsten Augenblick, wie von unsichtbaren Händen getragen.

Gegen Abend kam er in die Nähe von Bispertherminen, und traf einen alten Mann, der eine Brente Wein trug. Da den Sennen dürstete, so verlangte er von dem Alten einen Trunk.

„Es ist Heidenwein!“ lächelte dieser.

„Ist mir eins, Heidenwein oder Christenwein,“ rief der Niese, „ich habe Durst!“

Als er aber getrunken hatte, konnte er nicht mehr stehen und denken, und die Augen fielen ihm zu. Er öffnete sie erst am andern Tage wieder und merkte, daß ihm der Stein fehlte.

Niemand im Dorfe wollte den alten Mann mit der Brente gesehen haben. Auf Bergpfaden schlich der Senn nach Hause und gab keinem rechte Auskunft, wo er gewesen und wie es ihm mit dem Boozen ergangen sei. Seiner Frau aber mußte er alles erzählen.

Das Gespenst im Stockalperhaus hat man seit dieser Zeit nicht mehr gesehen. Es heulte auch nicht mehr. Von dem Tage an, als der Senn von seiner merkwürdigen Wunderschaft zurückkehrte, hört man in den grauen Mauern und langen Gängen nur noch zuweilen ein unheimliches Poltern und Lachen.

Bücherschau.

Drei schweizerische Lustspiele *).

Der Wunsch der Gründer des „Heimatschutztheaters“, ihr Institut möchte die Schweizer Dichter zu Taten anregen, geht sichtbarlich in Erfüllung. Von den 14 bis heute erschienenen Nummern der Sammlung des „Heimatschutztheaters“ sind die drei letzten hoch erfreuliche dramatische Leistungen. Es sind drei

*) Im Verlag von A. Francke in Bern sind soeben als Nr. 12, 13 und 14 des Heimatschutztheaters erschienen:

„Wär regiert?“ von Fred Stauffer. Berndeutsches Lustspiel in drei Aufzügen. Fr. 2. 60. — „Das Volk der Hirten“. Drei lustige Spiele, von Jakob Bühner, Fr. 2. 40. — „Hansjoggeli der Erbvetter“. Emmentalisches Mundartstück in 4 Aufzügen von Simon Gfeller, Fr. 2. 80.

Lustspiele — oder genauer 5, denn Nummer 13 enthält drei selbständige Einakter — und zwar Dialektstücke für die Volkshöhne berechnet.

Fred Stauffer gab mit seinem letztjährigen Dreiakter „E hohle Zahn“ die erste Probe seines dramatischen Talentes. Er zeigte einen guten Blick für die Bühnenwirkung und griff geschickt zur grotesk-komischen Situation. Sein zweites Dialektlustspiel „Wär regiert?“, das diesen Frühling im Heimatschutztheater zur Aufführung kommen soll, ist ein Fortschritt im Sinne der Vertiefung des Gedanklichen und der Charaktere. Im Hause des Buchdruckers Dellsperger entwickelt sich ein hartnäckiger, aber fröhlich-harmloser Streit um die Regierungsgewalt. Er dreht sich zuletzt um die Frauenrechtsfrage, die in der Diskussion von allen Seiten beleuchtet wird. Der Streit endet mit einer eklatanten Niederlage der Gegner des Frauenrechts, aber das geschieht in so liebenswürdig-verfönllicher Weise und mit einem so fröhlichen Knall- und Schlußeffekt, daß auch die hartgehofften Frauenstimmrechtsfeinde vergnügt nach Hause gehen werden. Dem Stück darf ein guter Erfolg prophezeit werden.

Jakob Bühner ist mehr noch als Stauffer auf die Satire eingestellt. Während er im „Landrat Voller“ sel. Angedenkens den Anlauf zu einem schweizerischen Gesellschaftsdrama etwas zu kurz nahm, gelingen ihm nunmehr „drei lustige Spiele“ — er gibt ihnen den Sammeltitle „Das Volk der Hirten“ — die die Pfeile ihrer Satire auf näherliegende Teilziele richten. Die Kunstkritik und den Kunsthandel unserer Tage nimmt „die Nase“ — ein überaus fröhliches, dialektisch sehr geschickt geführtes Stück — aufs Korn. „Ein einzig Volk von Brüdern“ geißelt in harmloser Weise die deutsch-welsche Zersahrenheit. Dieses Thema ist hier nicht erschöpfend behandelt, so wenig wie im letzten Einakter „Im Sumpf“, der auf den verfahrenen eidgenössischen Staatskarren anspielt. Das liegt natürlich auch nicht in der Absicht dieser lustigen Spiele, die immhin gute und auch für unsere Landesväter beherzigenswerte Schweizerwahrheiten sagen. — Bühners „Volk der Hirten“ ist im Zürcher Pfauentheater und anderswo mit großem Erfolge aufgeführt worden. Darum wird auch das Berner Heimatschutztheater mit froher Hoffnung seinen Aufführungen entgegensehen.

In Simon Gfellers 4 aktigen Bearbeitung des Gott-helf'schen „Hansjoggeli der Erbvetter“ besitzen wir ein neues Volksstück, das hunderte von Aufführungen im ganzen Schweizerland herum verdiente. Man fühlt: Jeremias Gott-helf und Simon Gfeller ergänzen sich wie Bänz und Babeli im Stück. Es wäre jammerschade, wenn die nicht zusammengekommen wären. Oder, um beim Stück zu bleiben: Wie der Gerichtssäß Joggelis famoseres Testament mit urchigem Behagen vollstreckt und manch gutes Wort hinzufügt, so hat Gfeller Gott-helf's Geschichte mit seiner hüftigen Herzlichkeit so köstlich in die Gegenwart hinein gestellt, daß wir ihm danken müssen. Schon die Lektüre bietet hohen Genuß. Auf die Aufführung freuen wir uns ganz gewaltig. H. B.

Handwerksleute. Aus den Erinnerungen dreier Handwerker, erzählt von Werner Krebs. Beilage zum „Fortbildungsschüler“, Verlag Oshmann A.-G. in Solothurn.

Das Lied vom „Handwerk, das goldenen Boden hat“, von S. Schöffle, Rigggenbach und vielen andern gesungen, klingt wider in W. Krebs' „Erinnerungen“. Es ist kein Dichter, der hier zur Jugend spricht; dafür aber ist es ein erfahrener Praktiker, der den jungen Leuten an Hand konkreter, dem Leben entnommener Beispiele zeigen will, wie das Handwerk noch immer den Mann ernährt und, mit Fleiß und Strenge betrieben, zu Glück und Wohlstand führt. Im Unterton der schlichten Erzählung klingt warmes, väterliches Wohlwollen, was unsere Schulentlassenen, in deren Hände das Büchlein gehört, sofort heraus-spüren werden. Eltern und Erzieher seien auf das Heftchen empfehlend aufmerksam gemacht. H. B.

Christian Caminada. Die Bündner Friedhöfe. Eine kulturhistorische Studie aus Bünden. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag Drell Züßli, Zürich. 224 Seiten; geb. Fr. 5.—

Hermann Thurow. Jochen Bünz. Ein Jugendroman. Verlag von W. Trösch, Olten. 344 Seiten, brosch. Fr. 3.—